



Der Rettungsring.

Von Roland Marto s.

Es war kein Sturm, nur das gewohnte Herbstwetter, und unser Kasten stampfte wacker und ruhig. Ein wenig schaukelte er, und die Wellen kamen oft mit sprühender Gischt bis an die Reeling. Die meisten unserer vornehmen Passagiere lagen unten in ihren Kabinen. Alle Deckstühle waren leer, aber als ich den Kopf ein wenig rückwärts wandte, sah da doch noch einer und blickte über die See. Es war ein hagerer Mensch in einem dunklen Wettermantel. Die Sportmütze war weit über die Stirn gezogen. So konnte ich nur Nase und Mund erkennen. Mir war, als hätte ich den Fremden schon einmal gesehen, aber das war ja ganz natürlich, denn wir aßen wohl zusammen im gleichen Speisesaal, und es war lächerlich, daß mich sein Anblick beunruhigte. Plötzlich zuckte der Fremde auf. Sein dunkelbraunes, südliches Gesicht ward ein wenig blässer. Doch er hielt sich gut und schien nicht seelkrank zu werden. „Ich will Ihnen einen Tip geben“, sagte ich, „einen ausgezeichneten Tip“. Sehen Sie dort den roten Rettungsring am Geländer? Wenn es Ihnen die Kehle zuschnürt, dann blicken Sie nur ganz fest in den Kreis des Rettungsringes! Das ist eine ausgezeichnete Selbsthypnose. Es hilft Ihnen bestimmt.“ Da er nicht antwortete, nur dankend mit dem Kopfe nickte, fügte ich hinzu: „Das ist übrigens das einzig Gute, was ein Rettungsring bei solchem Wetter leisten kann. Zu etwas anderem langt es doch nicht, wenn es auf Windstärke 9 zu geht.“ Der Fremde sprang auf, stand mit einem Satz neben mir. „Glaubst du? Ich weiß es besser.“

Ich hörte seine Worte kaum; zu groß war mein Verwundern. „Giovanni?“ In meiner Frage lagen Freude und Erschauern. Er nickte und reichte mir die Hand. Ich ließ mich von ihm aus dem tiefen Sessel hochziehen. „Giovanni! Also das muß gefeiert werden! Komm, wir trinken einen Whisky, oder zwei. Doppelt hält besser.“ Er zögerte. „Werden viele unten sein, an der Bar?“

„Zeit? Kein Mensch. Aber warum?“ „Ich bin lieber allein.“ Wie traurig klang seine Stimme! — „Hör' mal, Giovanni“, sagte ich, als wir die schmalen Sitzegeleise abwärts stolperten, „wie kommt's, daß ich dich nie bei Tisch gesehen habe?“

Er wartete mit der Antwort, bis wir den schmalen Gang erreicht hatten. „Ich esse in meiner Kabine.“ Ich nickte verstehend. In Wahrheit begriff ich nichts; Giovanni hatte bisher kein Talent gehabt, den Einsiedlerkrebs zu spielen.

Die Bar war leer, und als wir bei unserem Whisky saßen, verschwand auch Bobby, der Mixer. — „Also, Gio —“, ich hob das Glas, ihm zuzutrinken, und wußte im gleichen Augenblick: Giovanni war ja tot. Schon seit vier Wochen. Abgestürzt auf der Flucht vor den Aeroplanen des Duce und im Mittelmeer ertrunken. So hatte es in den Zeitungen gestanden; so sagte es auch der Text des Radiotelegramms, das ich oben in meiner Funkerbude selbst aufgenommen hatte. Der Text des Telegrammbandes zuckte wieder vor meinem Geist auf: giovanni briosi, der am montag mit einem spatheindecker über rom aufgetaucht war und flugblätter gegen den duce und den faschismus abgeworfen hatte, ist bei seiner flucht über dem mittelmeer abgestürzt und vermutlich ertrunken stop der dampfer stume der naggazione italiana fand mittwoch treibende trümmer der briosischen maschine stop von briosi selbst fehlt jede spur auch ward seine leiche bisher noch nicht geborgen.“

Das Glas war mir aus der Hand gefallen. Ich starrte Giovanni an. Mit einem leisen, traurigen Lächeln schob er mir seinen Whisky zu. „Trink; mir scheint, du kannst ihn jetzt besser gebrauchen als ich.“ Ich leerte das Glas. Schließlich flüsterte ich: „Aber, Giovanni, bist du nicht...?“ Ich wagte das Wort nicht zu nennen. Er tat es statt meiner. „Tot? Ja, du hast recht; ich bin tot. Und nun nenn' mich auch nicht mehr Giovanni! Ich heiße jetzt Paolo, was ja auch ein ganz netter Name ist. Für die Welt bin ich tot. Es kann mir nur lieb sein, wenn ich's bin.“ Ich sprang auf, lief ein paarmal durch den leise schlingenden Raum, tastete nach einer Zigarette, und als ich am hohen Tisch des Kapeters stand, mixte ich mir selbst einen Whisky. Ich nahm nur wenig Soda; es wäre unschätzbar gewesen, jetzt betrunken zu sein. Aber ich war vertenselt nüchtern und drüben, die Zigarette zwischen den nervösen Lippen, sah Giovanni, nein, Paolo. Als ich das Glas geleert und mich wieder in

meinen Sessel geworfen hatte, begann Giovanni, ohne daß ich ihn gebeten hatte:

„Das Meiste weißt du, nicht wahr? Weißt, daß ich in Paris ein Flugzeug gekauft hatte, daß ich zehntausend Flugblätter unserer Emigrantenpresse mitnahm und am hellen Mittag über Rom aufstauchte?“ Ich nickte. „Sankt wie Taubenschwärme tanzten die Flugblätter abwärts. Aber, zum Teufel, es waren keine Tauben; es stand viel darauf, was mit Adlerfedern geschrieben zu sein schien. Ich umkreiste den Palazzo Chigi und hätte lieber Bomben an Bord gehabt als Papier. Ich flog nach den Arbeitervierteln und den Glendquartieren. Dann sah ich, daß man mich bemerkt hatte. Zwölf, fünfzehn Maschinen drehten sich empor. Ich mußte wenden. Nordwärts ging es nicht; auch die Flucht nach Osten hatten sie mir verlegt. West und Süd blieben. Das hieß: das Meer. Auch gut, denk ich, bis Korsika wird das Benzin noch langen. Sie behten mich; aber als ich erst über dem Meer war, da drehten sie bei. Ich rase weiter, nehme kein Gas weg, habe nur einen Gedanken: bis Korsika muß es langen. Daß es nicht langte, das weißt du auch wieder aus den Zeitungen. Also — abwärts.“

Giovanni machte eine Pause. Als er weiter sprach, schien es, als habe er ganze Sätze seiner Erzählung nur in Gedanken berichtet. „Das Schlimmste waren die Nacht und der Durst. Die Nacht verging, doch der Durst blieb. Es war Sturm aufkommen. Mein Brak sackte immer tiefer, und es konnte nicht mehr lange dauern, bis es völlig versank. Nun, und dann kam der Dampfer. Ich schrie und winkte. Erst als er beidreht und ein Motorboot klar macht, sehe ich, es ist ein Italiener, ist die Finne, und es wäre besser gewesen, ich hätte nicht geschrien und nicht gewinkt. Bis auf zwanzig Meter kommen sie zu mir. Dann halten die Brecher sie auf. Am Heck steht einer, der sieht aus, als ob's der Duce selber wäre. Er hat ein höllisches Grinsen um die Lippen, und als er den Rettungsring wirft, ist's, als würde er einen Lasso. Ich weiß, das ist der erste Ring einer Kette, das ist die Rache, ist ewiger Kerker. Dennoch sah ich ihn, streif ihn über, und wie sie eben anziehen drüben im Boot, reiß' ich mein

Messer hervor, kappe mit einem Hieb das Seil und springe ins Wasser. Im Boot schreien sie. Der Kerl, der den Ring geworfen, brüllt auf den Mann am Steuer ein: „Avanti! Avanti!“ Da seh' ich durch das Glas der grünen Wellen, wie der am Steuer leise lächelt und mir zuwinkt mit einer knappen, vorsichtigen Bewegung. Sie folgen mir nicht, sie können es nicht. Etwas muß nicht in Ordnung sein. Wie hieß es in meinem Flugblatt? „Zerstört die Maschinen, zertrümmert die Motore, brecht das Steuer!“ Ich treibe weiter, und nun ist das Motorboot der Fiume schon ganz klein geworden. Zwei Stunden später überrennt mich fast der messerscharfe Bug eines spanischen Torpedobootes. Dann aber sieht man mich und wieder schwirrt ein Ring durch die Luft, ein Rettungsring, und an seiner Leine halt ich mich fest, eifern fest, noch als ich längst auf dem schmalen Deck stehe und der Kapitän mich hält, weil ich taumle. — O, wir kannten uns gut, dieser Kapitän und ich. Aus Paris. Es war noch gar nicht lange her, daß auch er Emigrant gewesen. Geflüchtet vor Primos Rache. Aber jetzt war dort der Diktator tot und der König verjagt und mein Kapitän zurückgekehrt in Heimat und Amt. Er hat mir den Raß besorgt auf den Namen, unter dem ich hier nach Santiago dampfe. Und Giovanni ist tot. . .!“

„Es lebe Paolo!“ sagte ich und hob mein Glas.

Unsichtbare Lebewesen bedrohen uns.

In jüngster Zeit hat in der Medizin die Frage eine große Rolle gespielt, ob es Lebewesen gibt, die auch mit den schärfsten Mikroskopen nicht mehr gesehen werden können. Großes Aufsehen erregten die Untersuchungen des französischen Bakteriologen d'Herelle, der nachweisen wollte, daß die Bakterien von außerordentlich kleinen Schmarotzern befallen und vernichtet würden.

Diese winzigen „Bakterienfresser“ waren zwar noch nie gesehen worden, aber man hofft, in diesen Feinden der Krankheitserreger Bundesgenossen im Kampf gegen die Bakterien zu gewinnen. Man impfte erkrankte Körper mit Flüssigkeiten, die jene Bakterienfresser enthielten, und erwartete davon die Gesundung. Diese Versuche waren aber erfolglos, und erst kürzlich ist das Rätsel dieser Bakterienfresser gelöst worden, wie Dr. B. Wagdeburg in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ ausführt. Es handelt sich dabei nicht um Bakterienzerstörer, wie d'Herelle annahm, sondern um unsichtbare Lebewesen, die auch schon früheren Beobachtern aufgefallen waren, aber von diesen für Zerfalls- und Alterserscheinungen der Bakterien gehalten wurden.

Diese neuentdeckten Miniaturgeschöpfe werden nur unter besonderen Verhältnissen des Laboratoriums zu Feinden der Bakterien, in Wirklichkeit stehen sie zu ihnen in engster Lebensgemeinschaft, und man darf wohl eher annehmen, daß die Bakterien und die „Bakterienfresser“, wie man jetzt diese unsichtbaren Wesen genannt hat, mit vereinten Kräften erst die Krankheit hervorgerufen. Durch diese Entdeckung erwachsen der Bakteriologie ganz neue Aufgaben. Wenn so diese geheimnisvollen Gäste der Bakterien aus dem Bereich der unsichtbaren kleinen Lebewesen ausscheiden, so gibt es doch unter den Bakterien selbst zahlreiche Formen, die mit keinem Mikroskop zu erspähen sind. Auch die größeren Bazillen sind ja bereits von

jaß unvorstellbarer Kleinheit. So müßte man z. B. etwa 1000 Einzelwesen der Influenza-Bazillen nebeneinander legen, damit sie die Länge eines Millimeters erreichten. Der zehnte Teil eines solchen Bazillus ist mit den schärfsten Mikroskopen gerade noch zu erkennen. Doch manche Krankheitserreger sind noch viel kleiner. Dazu gehört u. a. der Erreger der Maul- und Klauenseuche, von dem erst eine Gruppe von fünf Stück überhaupt gesehen werden kann. Man hat jetzt eine Risse von 69 solcher aller-kleinsten Wesen aufgestellt, deren „Größe“ nur etwa zwei Hunderttausendstel Millimeter beträgt.

Unter diesen unsichtbaren Bakterien befinden sich die meisten Krankheitserreger, die man bisher vergeblich gesucht hat, wie die Erreger der Windpocken, der schwarzen Pocken, der Gürtelrose, der Kinderlähmung und vieler Tierseuchen.

Haifischanbeter.

Von einem Häuflein Menschen, die den Haifisch als ihren Gott verehren, erfährt man jetzt durch die Entdeckung eines amerikanischen Missionars, Dr. C. F. Fox, der auf seinen Fahrten nach der Insel Tugi kam, einem kleinen Eiland im südlichen Stillen Ozean, das zur Solomon-Gruppe gehört. Der kleine Fied ist auf den

Schiffahrtskarten als Santa Anna verzeichnet, galt aber bisher für unbewohnt. Fox stellte nun fest, daß hier Vertreter einer polynesischen Rasse leben, die auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehen. Er war der erste weiße Mann, der jemals die Insel betrat, und die Eingeborenen staunten ihn an, als ob er aus einer anderen Welt käme. Sie führten ihn in ihr Dorf, wo er eine seltsame reichgeschmückte Stange fand, eine Art Totem in Gestalt eines Haifisches mit einem Kamm und einem Fisch auf dem Rücken. Fox ersuhr dann weiter, daß die Insulaner den Haifisch als ihren Gott verehren und ihm Opfer darbrachten. Der Leib des hölzernen Totems war hohl und mit den gebleichten Schädeln vieler Generationen von Häuptlingen angefüllt. Bevor der Missionar nach Neuseeland weiterfuhr, wohnte er den Zeremonien bei, die sie vor dem Totem vollzogen. Die Wilden sind fest davon überzeugt, daß die Haie, die ewig nach Menschenfleisch hungrig sind und schon so viele ihrer Verehrer verzehrt haben, mit ihnen in einer geheimnisvollen Verbindung stehen. Einzelne Auserwählte glauben, eine übernatürliche Macht zu besitzen, die sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Diese Auserwählten, die nach ihrem Glauben die Seelen mit Haifischen austauschen, sind ihre Priester und unterhalten sich täglich mit den Beherrschern des Meeres, die ihnen gehorchen müssen und ihre göttliche Gewalt auf sie übertragen.

Planeten-Entdeckung.

Von Dr. Th. Wolf.

Das Jahr 1930 ist von jätularer Bedeutung für die Geschichte der Astronomie geworden. Ein neuer großer Planet ist entdeckt worden, der neunte in der Reihe dieser Weltkörper! Ein Ereignis, wie es nur alle Jahrhunderte einmal einzutreten pflegt und das dann immer einen großen, sogar ganz großen Meilenstein auf dem Wege bedeutet, der uns zur Erkenntnis unseres Weltenbaues führen soll.

Die Planeten nehmen für uns in der Reihe der Weltkörper um uns herum eine besondere Stellung ein. Sind sie doch die Geschwister unserer Erde und gleich dieser vor Milliarden von Jahren aus dem glühend-flüssigen Leibe der Sonne geboren. Die Sonne und die Planeten bilden innerhalb des unendlichen Welt-raumes und der unzählbaren Menge der Weltkörper, die das Auge als leuchtende Punkte am nächstlichen Himmel erblickt, einen Bezirk für sich, bilden unser Sonnensystem. In dessen Mitte thront die Sonne, die durch die überragende Größe ihrer Masse und Kraft ihre Planetenkinder an sich fesselt, derart, daß sie in ewigen gleichen Bahnen sich um die Sonne herum bewegen. Das Sonnensystem ist für uns Erdenmenschen sozusagen der erweiterte Heimatbezirk innerhalb des Weltraumes.

Bisher waren die Grenzen unseres Sonnensystems durch die Bahn des Planeten Neptun dargestellt, der in einer Entfernung von 4500 Millionen Kilometern seine Kreise um die Sonne vollführt. Durch die Entdeckung des neuen Planeten, den die Astronomen Pluto genannt haben, sind jene Grenzen um Hunderte und Tausende von Millionen Kilometer weiter hinausgerückt worden. Denn die Entfernung des Pluto geht weit über die des Neptun hinaus und beträgt etwa das Vierundzwanzigfache der Entfernung der Erde von der Sonne, mithin rund 6600 Millionen Kilometer. Mit den 150 Millionen Kilometer Entfernung unserer eigenen Erde von dem Zentralgestirn unseres Sonnensystems gehören wir sozusagen zur nahe-

ren Nachbarschaft der Sonne, sehr im Gegensatz zu Neptun und Pluto, den beiden in des Wortes buchstäblichem Sinne ganz „entfernten“ Verwandten unserer Mutter Erde.

Amerikanischen Astronomen ist die große Entdeckung gelungen, auf die die Neue Welt stolz sein darf. Am 21. Jänner 1930 wurde von den Astronomen des Lowell-Observatoriums in Flagstaff in Arizona das neue Gestirn zum ersten Male gesichtet, allerdings noch nicht unmittelbar von einem Menschenauge, sondern zunächst von der photographischen Platte, die in Verbindung mit dem Teleskop in der Hand der sachkundigen Astronomen eine ungleich größere Sehschärfe als jedes menschliche Auge entfaltet und Himmelskörper, die diesem wegen ihrer Kleinheit oder großen Entfernung oder auch wegen ihrer geringen Lichtstärke völlig unsichtbar sind, festzuhalten und als photographisches Bild zu unserer Kenntnis zu bringen vermag. . . . Dann dauerte es allerdings noch acht Wochen, bis die Entdecker den übrigen Sternwarten und damit der Öffentlichkeit offizielle Mitteilung von dem freudigen Ereignis machten.

Bielmehr als die notwendigsten Personalien ist uns freilich über den neuen Planeten noch nicht bekannt. Seiner Größe nach dürfte er etwa mit unserer Erde zu vergleichen sein; wie diese ist er also in der Reihe der großen Planeten einer der Kleinen, und dieser Umstand in Verbindung mit seiner gewaltigen Entfernung war die Ursache, daß er sich bisher dem Auge des Astronomen so lange und so standhaft zu entziehen vermochte. Das Licht, das mit der unvorstellbar großen Geschwindigkeit von 300.000 Kilometern durch den Weltraum eilt, das unseren Mond von der Erde aus in knapp einhalb Sekunden, unsere Sonne in achteinhalb Minuten erreicht, braucht, um bis zum Pluto zu gelangen, etwa fünfeinhalb Stunden. Das gibt uns immerhin schon einen gewissen Begriff, in welchen Weiten von uns und unse-

zer Sonne sich der neue Planet bewegt. Könnten wir mit der größten gegenwärtigen Schnelligkeitsgeschwindigkeit von 100 Kilometern die Stunde ununterbrochen Tag und Nacht reisen, so würden wir den neuen Planeten doch erst in etwa 7200 Jahren erreichen.

Das Vorstehende ist eine kleine Kostprobe aus einem hochinteressanten Buche. Es heißt: „Vom Lachenden Denken“, Ein Buch von Wundern und Problemen und ist von Dr. Th. Wolff verfaßt (Geb. M. 5.—. Verlag August Scherl, Berlin), der mit einem ähnlichen Buche schon vordem bedeutenden Erfolg hatte. Auch dieses neue Werk beschäftigt sich wie das erstgenannte mit einer Reihe von gelösten und ungelösten Problemen, solcher physikalischer und mathematischer Natur. „Vom lachenden Denken“ wird das Buch genannt, weil darin Probleme und Problemstellungen behandelt werden, in denen sich das Denken in Widersprüche und Trugschlüsse, in Antinomien und Paradoxien verstrickt, Probleme also, die ihrer Lösung hartnäckigen Widerstand entgegensetzen und sich entweder überhaupt als unlösbar erweisen oder aber den nachdenklichen Menschengestalt kreuz und quer in die Irre führen. Kein „gelehrames“ Buch, doch ein anregendes und eines, aus dem man in kurzweiliger Weise Nutzen zieht.

Der Name ist geblieben.

Von Kurt Rudolf Neubert.

Man hat mal Straßenbahnschaffner werden wollen, aber das ist lange her. Man hat mal Herz auf Schmerz gereimt, das ist noch viel länger her. Man hat mal ein Mädel lieb gehabt, aber davon weiß man nur noch den Namen. Der Name ist geblieben, wie ein Rosenblatt im Album.

Man hat später noch andere kennen gelernt, die diesen Namen trugen, denn es ist ein einfach schöner Name, nichts aus der Filmbranche, sondern aufgewachsen im Garten vor dem Hause, solch ein Name, aber es gibt nur einmal diesen Namen.

Man hat ihn gelostet, ihn auf der Junge zergehen lassen wie eine Frucht aus südlischen Gärten.

Man hat ihn in die Sterne geschrieben und auf unzählige Briefe.

Im Sommerwind hat man ihn über die Feder gesummt.

Dann hat man ihn vergessen.

Er war verloren gegangen wie ein goldener Ring und man hat ihn gesucht und ihn gepuzt und ihn funkeln lassen, diesen goldenen Namen.

Hunderttausende sprechen ihn gleichgültig aus. Das Dienstmädchen mag so heißen, die Waschfrau oder die Tochter vom Portier.

Manchmal, des Abends, wenn der Name über den Hof gerufen wird, irgendein Mädchen, möchte man forschen, in ein Café, wo fremde Mädchen sitzen, die man morgen wieder vergessen kann.

Manchmal, des Nachts, wenn das Meer der Großstadt leise ins Zimmer rauscht und die Lampen summen über den Straßen, weht der goldene Name her. Oder es regnet, und der Name weht darin.

Nach fünf Jahren oder zehn, wenn es einem besser geht, wird man wohl heiraten und in einem Gefühl so wie: „Es ist ja nicht ganz recht, aber man kann nicht anders, gegen die Wünsche der Verwandtschaft, seinem ersten Lächeln diesen Namen zu geben.“

Martyrium amerikanischer Indianer.

Der amerikanische Schriftsteller Dr. Robert Schner hat die Verhältnisse der Indianer in den Vereinigten Staaten eingehend studiert und sagt, daß die Indianer des heutigen Amerika bedauernswerter seien als die Neger. Das schlimmste Unglück, das dem Indianer widerfahren konnte, ist wohl, daß er seine Freiheit verloren hat. Der Häuptling der Menominee-Indianer, Oshkosh, sagt:

„Wir Menominee-Indianer waren noch 1782, als wir von Franzosen und Engländern entdeckt wurden, ein freies Volk. Wir hatten unser Lager am Keskona-Fluss, und wir blieben dort, auch als andere Stämme vom Staat schon in abgegrenzte Gebiete verwiesen wurden, wo achtzig Prozent von ihnen ihr Heim verloren. Unsere Nachbarn, die Winibago-Indianer und die Potawatomi-Indianer, wurden nach Kansas und Nebraska gebracht. Wir hatten keine Lust, nach Westen zu ziehen und weißen Männern und Indianern aus dem Osten Platz zu machen. Man sagt, daß der Indianer faul sei. Aber wer trägt die Verantwortung? Ehe der weiße Mann kam, war der Indianer nicht faul. Er wußte, daß er verhungern mußte, wenn er der Faulheit verfiel. So lange das Indianerbüro in Washington ihn beschützt, wird es ihm schaden.“

Der Häuptling der Winnibago-Indianer in Wisconsin, Mike White Eagle, ist ein Häuptling ohne Stamm. Er erzählt sich als Maler. Er sagt: „Mein Volk ist in alle Windrichtungen zerstreut. Ehe der weiße Mann kam, waren wir reich, jetzt sind wir die ärmsten von allen Indianerstämmen. Wir haben kein Schutzgebiet, und die Alten wissen nicht, wovon sie leben sollen. Im Winter müssen alle hungern. Die Staatsunterstützung von drei Dollar monatlich, die jede Person bekommt, reicht nicht weit.“

Als die Vereinigten Staaten Kalifornien annektierten, gab es dort nach Schner zwischen einhundert bis einhundertfünfzigtausend Indianer. Die Weißen wollten das Land haben, und 119 Indianerstämme unterzeichneten eine Abmachung, durch die festgesetzt wurde, daß sie 7.500.000 Morgen Land behalten sollten. Aber der Staat weigerte sich, die Abmachung für gültig zu erklären, und die Indianer bekamen kein Land, sondern mußten sich ohne jede Entschädigung in die Berge zurückziehen.

Die Wohnungsverhältnisse der Indianer sind elend. In den Reservationen leben sie wie in einem Gefängnis. Sie sind Gefangene und Bettler, die ihre Selbstachtung, ihren Ehrgeiz, ihre Initiativen verloren haben, und sind Fremdlinge in ihrem eigenen Lande. In den Wohnungen sind oft bis zu zwanzig Personen in einem einzigen Raum zusammengedrückt. Daß ein Volk, das viele Jahrhunderte lang in der freien Natur gelebt hat, durch diese Lebensweise ruiniert wird, ist verständlich.

Die Kränklichkeit unter den Indianern ist groß. Dazu trägt auch der halbverhungerte Zustand bei, in dem sie sich dauernd befinden. Die Indianer müssen oft jede Woche fünfzig Meilen weit reiten, um sich die Lebensmittel zu

holen, die ihnen von dem Rationierungsbüro zugestanden werden, und zwar in der Hauptsache Speck, der so gelb und übelriechend ist, daß sie ihn kaum essen können. Außerdem essen sie getrocknetes Pferdefleisch, das sehr häufig von verendeten Tieren stammt. Die Kinder sind in der Mehrzahl infolge der mangelhaften Kost unterernährt und die Erwachsenen so geschwächt, daß sie für Krankheiten sehr anfällig sind. Man sieht überall gelbe Gesichter, schmale, kränkliche Bäume und willenlose, schlappe Körper.

Die Missionare versuchen die Indianer durch Predigten von der Hölle einzuschüchtern. Es wird zwar kein Indianer direkt seines Glaubens wegen verurteilt, aber es ist ihnen verboten, ihre religiösen Feiern zu begehen und den Großen Geist anzubeten.

Die amerikanische Regierung hat Volksschulen für etwa 25.000 Indianerkinder eingerichtet. Mit sechs Jahren werden sie ihren Eltern fortgenommen und in entlegene Schulen geschickt, wo sie bis zum vollendeten achtzehnten Jahr bleiben müssen. In diesen Schulen müssen sie bei Wasser und Brot hungern und werden brutal behandelt. Es kommt vor, daß Knaben, die etwa versuchen, aus der Schule zu fliehen, an ihr Bett angeketet oder in einen Keller geworfen werden.

Sie müssen in überfüllten Schlafsälen schlafen. Epidemien sind in diesen Schulen nichts Seltenes. Den halben Tag werden sie mit Arbeiten beschäftigt, die oft ihre Kräfte übersteigen. Ein Besucher einer solchen Indianerschule inspizierte die Küche und fand dort alles mit Fliegen und Fliegenmist bedeckt. Ein Arzt berichtet von einer anderen Indianerschule, daß die Kinder dort weder Milch noch Butter, Eier, frisches Obst oder Gemüse bekamen.

Als das amerikanische Rote Kreuz im Jahre 1924 die Volksschulen der Indianer und den Gesundheitszustand unter den dort befindlichen Kindern prüfte, wurde der erstattete Bericht lange unterdrückt und erst 1928 dem Kongress vorgelegt. Dann wurde eine Million Dollar verlangt, um der Hungersnot unter den Indianern zu steuern. Im folgenden Jahre verlangte Präsident Hoover weitere 500.000 Dollar. Damit wurden dann die Schulkinder etwas besser ernährt.

Minister Mostard stellte seinerzeit fest, daß die Regierung den Potawatomi-Indianern eine halbe Million Dollar schuldet. Zwanzig Jahre lang weigerte sich aber das Indianerbüro, diese Schuld anzuerkennen, und als das schließlich geschah, wurde das Geld der Indianer mit dem Kauf wertlosen Bodens und schlechter Gebäude vortan. Der Indianerhäuptling, der doch das beste Stück Land bekommen hatte, konnte von seinen vierzig Moroen nur fünf bebauen, und sein Haus war so schlecht gebaut, daß es fast lebensgefährlich war, darin zu wohnen.

Das Martyrium einer aussterbenden Rasse wird durch diese Berichte aufs neue in erschütternder Deutlichkeit gezeigt.

S. G. Werth.

Das Innere der Erde.

Es hört sich fast wie ein Scherz an, wenn man die Kühne Behauptung hört, daß die moderne Wissenschaft über das Innere der Sterne, der fernen Sonnen, besser unterrichtet ist als über das Innere der Erde. Aber die Kenntnis von der Beschaffenheit unseres Pla-

neten wird tatsächlich in den meisten Fällen überschätzt. Trotz der gewaltigen Höhen, die die Flugzeuge zu erreichen vermögen, und trotz der tiefen Schächte, die man in die Oberfläche der Erde mit den raffiniertesten Mitteln der Technik gegraben hat, ist uns dadurch doch erst eine schmale Außenseite des Erdballes bekannt geworden. Wenn auch kein Weltkörper der

direkten Untersuchung des Forschers so zugänglich ist wie die Erde, so ist dies alles direkt Erforschbare doch weiter nichts als ein dünnes Schichten Oberfläch. Die Wäden, die in einem Apfel haufen, wissen mehr von der Beschaffenheit ihrer „Weltkugel“ als wir auf dem Grunde des Lufstozeans Wohnenden von der unstrigen. Auch die Vulkane tragen nur sehr, sehr wenig zur Aufklärung über das Innere der Erde bei. Was an festem und flüssigem Material aus den tätigen Vulkanen ausgeworfen wird, das kommt aller Wahrscheinlichkeit nach nur aus den Tiefen von höchstens 15 bis 20 Kilometern.

Neuerdings wird nun ein Naturereignis in den Dienst der Erdforschung gestellt, das zwar spärliche, aber doch einigermaßen sichere Aufschlüsse über das Erdinnere liefert: das Erdbeben. Ereignet sich irgendwo eine Erschütterung eines Teiles der Erdrinde, so teilt sie sich dem ganzen Erdball mit. Zunächst dringt die Erschütterung in den Erdball selbst ein. Sodann löst ein Zittern in immer größer werdenden Ringen über die Erdoberfläche. Man unterscheidet deshalb zwei Arten von „Erdbebenwellen“: die zuerst entstehenden stoßartigen, in die Erde eindringenden und die ihnen in langsamerer Bewegung folgenden, schwingungsartigen Oberflächenwellen. Die durch den Erdkörper dringenden Wellen sind viel schneller als die Oberflächenwellen. Sie werden deshalb deutlich mit Hilfe der Seismographen auf den Erdbebenwarten als „Vorläufer“ erkannt. Die später eintreffenden Oberflächenwellen werden dann durch die Hauptauslässe der Seismographen gekennzeichnet. Da sich nun, wie durch Versuche leicht zu beweisen ist, die stoßartigen oder auch longitudinalen Wellen in Flüssigkeiten nicht fortpflanzen, die Erde aber diese Wellen in allen ihren Teilen hindurchläßt, so erhält man das interessante Ergebnis, daß die Erde im Innern nicht flüssig, sondern durch und durch „fest“ ist. Je nach der Dichte des Materials ist die Fortbewegung der Erdbebenwellen verschieden. Daraus konnte die Erdforschung wieder entnehmen, daß die Dichte des Erdinnern nicht gleichförmig ist und durchaus nicht regelmäßig in der Richtung zum Erdkern zunimmt. Der Erdkörper hat vielmehr wie eine Zwiebel einen schalenförmigen Aufbau. Um einen sehr dichten Kern lagern sich hauptsächlich zwei Schalen. Die Außenschale hat einschließlich der etwa 120 Kilometer dicken Rinde aus Gesteinen eine Dicke von ungefähr 1200 Kilometern. Die tiefere Schale hat eine Dicke von etwa 1700 Kilometern, während der Durchmesser der Kernkugel (der sogenannte Eisenkern) ungefähr 6900 Kilometer beträgt. Die verschiedenen Schalen sind nicht durch breite Uebergänge miteinander verbunden, sondern ziemlich scharf gegeneinander abgegrenzt.

Wißt ihr schon? . . .

Das Anwachsen der Menschheit.

Die „Englische Statistische Gesellschaft“ hat es unternommen, die Zahl der auf der Erde lebenden Menschen zu schätzen, und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß zur Zeit rund zwei Milliarden Personen auf ihr leben. Da man im Jahre 1831 die Bevölkerung der Erde auf 800 Millionen Menschen schätzte, beträgt also die Zunahme in den letzten 100 Jahren genau 150 Prozent. Am weitest fortgeschritten ist die Bevölkerung Amerikas angewachsen, nämlich von 36 auf 240 Millionen, allerdings in der Hauptfläche durch Einwanderer. Ebenso Australien, wo die Einwohnerzahl von einer Mil-

Bücher als Mitleider der Kinder.

Nun, da bald Weihnachten kommt, taucht für die Eltern die Frage auf, wie sie ihre Kinder beschenken sollen, so, daß die Geldmittel dazu reichen und den Kindern möglichst dauernde Freude bereitet wird. Ein gutes, schönes Buch, das unterhält und dabei doch erzieherischen Wert besitzt, hat sich für geistig aufgeweckte Kinder noch immer am zweckmäßigsten und wohlfeilsten erwiesen.

Der nun seit sechzig Jahren bestehende Jugendschriften-Verlag Levy u. Müller in Stuttgart hat in seinem heurigen Jubiläumsjahr eine besonders reichhaltige und mit Sorgfalt hergestellte Serie von Jugendbüchern herausgebracht, von denen jedes einzelne der Förderung, neben der Unterhaltung an der seelischen Mitleiderziehung der Kinder mitzuwirken, sichtlich zu entsprechen sich bemüht:

„Das Haus im Walde.“ Von Josephine Siebe. Eine Erzählung aus dem grünen Wald. 194 S. Mit vier farbigen Holzschnitten und 30 Textbildern. M. 5.80. Liebe und Verständnis für die Schicksale des deutschen Waldes ist es, was durch dieses stimmungsvolle Buch zu erwecken gesucht wird. Vier Kinder im Alter von vier bis zwölf Jahren werden plötzlich aus dem Bäum und dem Wäldchen der Stadt in die Waldheimat versetzt und lernen die Tiere des Waldes, seine Reize zu den verschiedensten Jahreszeiten kennen, alles in einer feinen, geistigen Sprache erzählt.

„Silberpfeil, Abenteuer einer Rabe.“ Von Gabriel Scott. 160 S. Mit vielen farbigen und Textbildern. M. 4.—. Silberpfeil ist kein Indianerknabe, sondern ein wunderbarer, veredelter und abenteuerlustiger Roter, der seinen Namen seinem silbergrauen Fell verdankt. Er glaubt, daß ihm Unrecht geschieht und verläßt darum sein Heim, um in die Welt hinauszuziehen. Da gibt es aber Gefahren und Abenteuer in Wäldern und Büschen und erzählt ist das ganze mit Geist und Humor.

„Die Inneren Spiele.“ Gedacht und zusammengestellt von Erich Segel und Hilde Feiler. 100 S. Mit 110 zum Teil farbigen Bildern im Zeit von Ernst Kasper. M. 4.—. Eine prächtige Sammlung von bekannten und unbekanntem Kinderspielen, Rätseln, Scherzen, kleinen Kunststücken und Unterhaltungsmöglichkeiten aller Art, ein wahrer Schatz für Kinderfreizeitsachen, für Regentage und lange Abende.

„Friedel und die vier Spagen.“ Von Josephine Siebe. 112 S. M. 2.80. Die vier Spagen sind die lustigen Nachbarskinder, und Friedel dazu, das gibt eine fröhliche Gesellschafter und eine hübsche Geschichte für Waben und Wädel.

„Die Räuber des Tram Lokomotiv.“ Ein zeitgemäher Roman. Von Oskar von Danneberg. M. 4.80. Das ist ein phantastisch-utopischer Roman, nur für die reifere Jugend und für Erwachsene. Völkerverbund, Massenarbeitstätigkeit, Bewässerung der Sahara, Schiffe indischer und chinesischer Völkerverbände, Neuland auf den Fluten des Mittelmeeres sich erheben — es geht bunt und bewegt in diesem Romane zu. Gut gemischt und nett geschrieben.

tion auf zehn Millionen gestiegen ist. Die Annahme, daß es bald keinen Platz für die Menschen auf der Erde geben würde, ist verkehrt; die Menschen sind nur ungenau verteilt. So können eine ganze Reihe von europäischen Staaten sowie Japan ihre Menschenmassen bald nicht mehr ernähren, während andere Länder, in erster Linie die südamerikanischen Staaten und Rußland, noch viele hundert Millionen Personen aufnehmen können. Die Höchstzahl der Menschen, die auf der Erde Platz finden können, wird auf fünf Milliarden Personen geschätzt.

Die Freiheitsstatue im New Yorker Hafen wurde im Jahre 1885 errichtet. Sie war ein Geschenk des französischen Volkes zur Hundertjahrfeier der Unabhängigkeit Amerikas.

Die offizielle Hauptstadt von Australien, Canberra, hat noch immer erst 5000 Einwohner, und zwar weißens Meute.

Der reichste aller indischen Fürsten, der Nizam von Haiderabad, besitzt in seiner Edelsteinsammlung den größten Smaragd, der je gefunden wurde. Aus diesem Stein ist ein lebensgroßer Papagei geschnitten worden.

Kastade heißt man einen Wassersturz über Felstrassen. Der Ausdruck ist der französischen Gartenbaukunst entlehnt.

In Europa gibt es etwa vier bis acht Prozent Linkshänder. Unter den geistig nicht normalen Kindern ist dagegen Linkshändigkeit weit häufiger. Daß Linkshändigkeit erblich ist, wurde längst wissenschaftlich festgestellt.

Unsere europäische Haustute wird für das Ergebnis einer Kreuzung der ägyptischen Rabe, die im alten Ägypten als heilig galt, und einer Wildkatenart, die früher in Europa sehr häufig vorkam, gehalten.

Von allen warmblütigen Tieren hat die Ohne die kräftigsten Kiefermuskeln; sie vermag den harten Knochen eines Ochsen durchzubissen, um das Mark zu schlürfen. Wölfe können mit einem einzigen Biß einem Menschen die Hand abbeißen.

Das Porzellan ist in Europa erst seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bekannt; damals brachten die Portugiesen es aus China mit.

Nach den neuesten Feststellungen sind die bededesten aller Tiere die Bienen, da sie über die meisten Tonabstufungen verfügen. Die Ragen besitzen sieben verschiedene Töne, um die Sprache ihres Herzens auszudrücken.

— Weiteres. —

Fritz hat allen Freunden erzählt, wie glücklich seine Ehe wäre. Seine Frau sei geradezu ein Ideal von Ehefrau. Kommt ihn ein Freund besuchen und gerade zu einer Zeit, wo es ein wenig stürmisch hergeht und ein Teller in der Richtung von Fritzens Kopf fliegt. Der Freund mit Erstaunen: „Du Fritz, ich denke, du führst so eine harmonische Ehe?“ — Und Fritz darauf, die entstehende Beule reibend: „Ich habe dir immer gesagt, es geht alles nach meinem Kopf.“

Schnelle Abhilfe. „Herr Doktor, ich habe so ein Brennen im Gesicht!“ — „Sagen Sie Ihrem Bräutigam, er soll sich besser rasieren lassen!“

Vercheiden. Hans kommt in die Apotheke. „Ich soll für eine Mark zwanzig Lebertron holen, aber geben Sie nicht zu viel, es ist nämlich für mich.“

Zerkent. „Ich möchte Sie wegen meines geschwollenen Armes um Rat fragen, Herr Professor.“ — „Schön, schön — haben Sie ihn mitgebracht?“

Berechtigte Forderung. Dem bekannten Maler Liebermann wird auf einer Gesellschaft der Redakteur der Witzbeilage einer Berliner Tageszeitung vorgestellt. Im Laufe des Abends wendet er sich plötzlich an diesen: „Sagen Sie mal, Herr S., bekommen Sie eigentlich sehr viele gute Witze zugeschickt?“ — Redakteur S.: „Aber natürlich, Herr Professor. Mit jeder Post kommen ganze Berge.“ — Liebermann: „Na, denn bringen Sie doch mal was davon.“

Gewohnheit. Herr Doktor, sagte die Schwester zum Arzt, „ich kriege den Patienten, den Dozer K., nicht narkotisiert.“ — „Bählen Sie mit“, riet der Arzt. — „Hilft nichts, Herr Doktor — jedesmal bei neun ist er wieder auf den Beinen!“

Zeitgemäß. Wie geht es Ihnen?“ — „Danke, wie auf der Höhe.“ — „? ? ?“ — „Ein Loch wird zugebedt und das andere aufgemacht.“

Aufgeklärt. In der Zoologiestunde fragt der Lehrer: Was wißt ihr vom Storch?“ — „Das ist ein Märchen, Herr Lehrer“, antwortete die kleine Trude.